

Danach müßte bei der Kombination mit der kleinen Sexte, da kein Kontrast in Frage kommt, die von STUMPF konstatierte allgemeine Vergrößerungstendenz auftreten. Die Versuche zeigen nichts davon: das subjektive Optimum liegt in allen drei Fällen unter der reinen kleinen Terz. Aus weiteren Versuchen mit (aufsteigenden) Halbtönen, Quarten und großen Sexten ergab sich dagegen als allgemeines Gesetz: aufsteigende kleine Intervalle werden verkleinert, große Intervalle vergrößert vorgezogen und zwar nimmt die gewünschte Verkleinerung resp. Vergrößerung mit der Kleinheit resp. Größe der Intervalle zu; zwischen der kleinen und großen Terz muß ein neutraler Punkt liegen. Das Gesetz gilt aber nur für aufsteigende Intervalle; Verf. fand die Verkleinerungstendenz bei absteigenden Halbtönen verschwindend gegenüber aufsteigenden.

III. Quartertone-Music.

Die dritte Studie beschäftigt sich mit der ästhetischen Wirkung von Tonschritten, die kleiner sind, als ein Halbton. Es wurde eine Melodie, die außer gewöhnlichen Intervallen (in reiner Stimmung) auch einige von der Größe ungefähr eines Vierteltons enthielt, mit begleitenden Harmonien einem Zuhörerkreis wiederholt auf einer Orgel vorgespielt; nach zwei und vier Wochen wurde der Versuch wiederholt, das letzte Mal jedoch die Melodie allein oder von einem einzigen, orgelpunktartigen Ton begleitet, vorgelegt. Fast alle Hörer gewöhnten sich allmählich an die zuerst befremdende Wirkung und zogen die Melodie mit Begleitung vor. Verf. gelangt zu dem Schluss, daß Vierteltonmusik, wie sie sich bei asiatischen Völkern findet, auf denselben psychologischen Voraussetzungen beruht, wie unsere europäische.

Diese Behauptung erscheint Ref. durch M.s Versuche keineswegs erhärtet. Bei kleinen Tonschritten tritt auch bei uns das Konsonanzgefühl in den Hintergrund und das Distanzgefühl an seine Stelle. Dies trifft aller Wahrscheinlichkeit nach für aufereuropäische Musik, die zum größten Teil nichtharmonisch (homophon oder heterophon) ist, in erhöhtem Maße zu und vermag sehr wohl den Gebrauch kleinerer Tonschritte, als Halbtöne, zu erklären. Die zugefügten Harmonien komplizieren die Versuchsbedingungen unnötigerweise. Wieviel z. B. von der „Fremdartigkeit“ des Eindrucks mag wohl die schlechte Stimmführung (Quintenparallelen etc. — M. selbst versichert: „the music was made up entirely by theoretical means, without the use of the ear!“) verschuldet haben? Daß unser Ohr sich an alles Mögliche gewöhnt, daß „familiarity“ uns mit vielem versöhnen kann, ist nichts Neues: mit Geduld und gutem Willen lassen sich wohl alle ästhetischen Gewohnheiten siegreich überwinden.

HORNBOSTEL (Berlin).

ROBERT VON HIPPEL. **Willensfreiheit und Strafrecht.** Berlin, J. Guttentag. 1903.

Die Arbeit gibt einen Vortrag wieder, den Verf. in der psychologisch-forensischen Vereinigung zu Göttingen gehalten hat. Er bespricht die Frage vorzugsweise vom Standpunkte des praktischen Kriminalisten und stellt sich durchaus auf den Boden des Determinismus. Die Bedeutung

des Gegensatzes, der zwischen den Anhängern der Willensfreiheit und des Determinismus besteht, darf nicht überschätzt werden; es handelt sich hier nicht um verschiedene Weltanschauungen oder Lebensregeln, sondern um eine verschiedene Auffassung darüber, wie die einzelnen menschlichen Handlungen zustande kommen. Alles, was geschieht, unterliegt dem Satz vom zureichenden Grund; das gilt auch von unserem Denken. Der Mensch wählt dasjenige, was ihm in der gegebenen Sachlage am richtigsten erscheint, auf Grundlage seiner individuellen Eigenart, nicht frei von dieser. Das Freiheitsgefühl, welches jede Handlung unwillkürlich begleitet, ist nur der Ausdruck des ungestörten Ablaufs der Willensvorgänge; mit der Wahlfreiheit hat es nichts zu tun. Das gleiche gilt auch von dem Gefühl der Reue; es findet sich auch bei Geisteskranken, denen doch die Willensfreiheit gerade fehlen soll. Der Determinismus vermist nicht den Schuld-begriff des geltenden Rechts, sondern er bestätigt und erklärt ihn. Der Determinismus erkennt auch die weiteren strafrechtlichen Grundbegriffe der Zurechnungsfähigkeit und Vergeltungsstrafe an; ja, gerade er glaubt allein diese Begriffe befriedigend erklären zu können.

ERNST SCHULTZE (Greifswald).

BINSWANGER. **Die Hysterie** (NOTENAGELS Spezielle Pathologie und Therapie XII. Bd., I. Hälfte, II. Abteilung) 964 S. Wien, Alfred Hölder. 1904. Preis 22 M.

In dieser umfassenden Monographie der Hysterie ist das Hauptgewicht auf eine erschöpfende Symptomatologie dieser Erkrankung gelegt; aus der Fülle des in der Literatur niedergelegten Materials (das leider nicht in einem speziellen Literaturverzeichnis zusammengestellt ist) und aus der großen Erfahrung des Autors ist in lückenloser Vollständigkeit alles zusammengetragen, was den gegenwärtigen Besitzstand unserer Kenntnisse von den Erscheinungsweisen der Hysterie ausmacht.

Auf Grund dieser Ergebnisse ätiologisch-klinischer und klinisch-symptomatologischer Untersuchungen und zugleich unter Verwertung der experimentell-psychologischen Forschungen der letzten Dezennien wird in einem besonderen Kapitel der Versuch unternommen, die pathologischen Vorgänge bei der Hysterie unter psycho-physiologischen Gesichtspunkten zu betrachten und so die wesentlichsten Bausteine zu einer psychogenetischen Begründung der Hysterie zusammenzufügen. — Dieser Abschnitt des großen Werkes: „Allgemeine Psychopathologie der Hysterie“ dürfte hier am meisten interessieren; ich möchte auf ihn deshalb besonders hinweisen.

Die Grundlagen der gesamten hysterischen Krankheitsäußerungen, das Wesen der „hysterischen Veränderung“ ist in pathologischen Verschiebungen der kortikalen Dynamik zu suchen, in „Störungen des Gleichgewichtes zwischen den erregenden und hemmenden Vorgängen innerhalb der Zentralnervensubstanz“. Darin ist die Hysterie den beiden anderen großen Neurosen, der Epilepsie und der Neurasthenie, verwandt. Was die hysterische Veränderung aber speziell auszeichnet, das ist die hohe Beeinflussbarkeit aller Innervationsvorgänge durch psychische Ein-